

Prolog

Ko-hi heißt Kaffee auf Japanisch.

Es war eines der ersten Wörter, das ich in dieser Sprache gelernt habe. Unglaublich wichtig, wenn man in Europa aufgewachsen ist und sehr viel Zeit in Japan verbringt.

Die Tasse Kaffee in meiner Hand hat mich durch die tiefsten Täler und über die höchsten Gipfel meines Lebens begleitet. Ein kurzer Moment des Trostes und der Behaglichkeit.

Die Hände wärmend und den Duft des frisch gebrühten Kaffees mit geschlossenen Augen genießend.

Sagen Sie Helena zu mir! Eigentlich heiße ich Marie Helena, um genauer zu sein, aber mein zweiter Name ist mir lieber, denn ich finde Namen, die mit einem „H“ beginnen, schöner, und geschrieben sehen sie sowieso besser aus. Diese Ansicht teilen aber nicht alle. Schon gar nicht mein Mann, der auf Grund seiner Sprache mit meinem Namen so seine Schwierigkeiten hatte. Er beschränkte sich stets auf meinen ersten Namen, und so hatte ich plötzlich zwei Namen, die sich zu zwei Identitäten entwickelten.

Yuji war ein Architekt aus Japan und als er vor einigen Jahren starb, waren die Zeitungen und Feuilletons voll mit Nachrufen und Besprechungen seiner bekanntesten Bauwerke. Ich habe ab einem gewissen Zeitpunkt aufgehört, sie zu lesen, sie nur noch sporadisch ausgeschnitten und für unsere Kinder aufgehoben. Jetzt liegen sie in einer Schachtel und fristen ein ungelesenes Dasein.

Eines fernen Tages werde ich mich mit meinen Söhnen an einen Tisch setzen, sie ihnen vorlesen und vielleicht die eine oder andere Anekdote dazu erzählen. Aber noch nicht jetzt.

Was ich aber wirklich wollte, war Japan im Leben meiner Söhne zu erhalten. Das führte uns mindestens einmal im Jahr nach Japan.

Wir besuchten regelmäßig ihre Großeltern in Kyoto, und als auch diese starben, fuhren wir zu meiner Schwägerin, die vor Jahren mit ihrer gesamten Familie nach Tokyo gezogen war. Ihre zwei Töchter hatten anfangs Schwierigkeiten mit meinen Söhnen, doch im Laufe der Zeit gewöhnten sich alle aneinander, und nun sind wir eine – nicht ganz – klassische Patchworkfamilie.

Das Haus meiner Schwiegereltern in Kyoto erbten meine Söhne, und solange sie in Europa leben und zur Schule gehen, habe ich es an eine junge japanische Familie vermietet. Ich denke, ihre Großeltern wollten für sie zumindest die Möglichkeit schaffen, in Japan ein Zuhause zu haben – und wenn es auch nur für die Zeit eines Studiums an einer der zahlreichen Universitäten in Kyoto wäre.

Yuji und mich brachte die Arbeit zusammen. Er Architekt und ich Gartengestalterin. So habe ich mich stets genannt. Ich mag das Wort „Architektin“ in Verbindung mit meinem Beruf nicht. Ich baue keine Gärten, ich gestalte sie im besten Fall. Ich gewann eine Ausschreibung, eine meiner ersten übrigens, für den Garten eines neuen Kulturzentrums in der Schweiz, und Yuji baute dieses moderne „Ding“. So nannte ich es anfangs, und ich mochte weder seine Form, noch verstand ich die Besonderheit der verwendeten Materialien. Der Garten sollte mit dem Gebäude harmonieren, und da ich diesem gestrandeten UFO etwas Bodenständiges entgegensetzen wollte, gestaltete ich diesen Garten eher unüblich.

Ich legte Obstbäume und Sträucher an. Keine gepflanzten Blümchen, geformten Beete oder gestutzten Ziersträucher. Ich ließ einen Bach durch den Park laufen, der den Eindruck eines Bergbaches erwecken sollte, eines natürlichen Gewässers, an dem noch keine Verwaltung eine Begradigung angeordnet hatte. Ich wollte diesen Bau, der wie aus einer anderen Galaxie zu kommen schien, mit dem größtmöglichen Gegensatz konfrontieren: mit heimischen Obstbäumen wie Apfel, Zwetschke und Kirsche. Am Bach entlang pflanzte ich Himbeer-, Brombeer- und Ribiselsträucher. Es sollte ein Garten sein, der die

Besucher einlädt, das Obst zu ernten, um es gleich am selben Ort genießen zu können.

Yuji liebte dieses Konzept, und er setzte sich von Anfang an vehement für meinen Vorschlag ein. So lernten wir uns kennen. Die Liebe kam mit der Arbeit – langsam, aber stetig. Seine Annäherung war sehr höflich, und ich brauchte eine Weile, um zu verstehen, dass es mehr für ihn war als nur die Zusammenarbeit an einem Projekt. Seine Art, mir seine Gefühle zu offenbaren, war zart und subtil, und gerade das war es, was mich dazu brachte, mich in ihn verlieben. Mein erster *clash of cultures*, der zu einem Happy End führte.

Geheiratet wurde in Zürich mit den Auftraggebern als Trauzeugen und den Flitterwochen in Venedig.

Das war der Beginn meiner zweiten Identität. Yuji hatte Mühe, meinen Namen korrekt auszusprechen, und so nannte er mich bei meinem ersten Vornamen, Marie. Die leidige Sache mit dem „r“ in der japanischen Sprache. Da dieser Laut in der Form wie in unserer Sprache nicht vorhanden ist, ist es für die meisten Japaner ein Ratespiel, wie er korrekt ausgesprochen werden soll. Wenn sich schon eine bessere Alternative anbietet, wird sie gerne genommen. In meinem Fall Marie. Mit ihm und in Japan war ich Marie, zu Hause Helena.

Mit Yuji lernte ich einen völlig anderen Lebensstil kennen oder besser gesagt, eine andere Welt. Sein Leben in Japan war geprägt von gesellschaftlichen und beruflichen Verpflichtungen. Ich als seine Frau konnte ihn bestenfalls überallhin begleiten und versuchen, die komplizierten hierarchischen Strukturen zu verstehen. In Japan habe ich viel gelernt – vom Umgang mit Menschen und von der Wertschätzung gegenüber beruflichen Fähigkeiten. Von der Einfachheit des Lebens und dem Respekt vor der Natur. Ich war niemals eine Japanfanatikerin. Ich habe mich nie in dieses fremde Leben hineingestürzt, wie es viele Touristen tun. Ich war schon froh, wenn man mich mit ehrlicher Freude empfing und ich nicht alles falsch machte. Vielleicht war meine Zurückhaltung ein unbewusster Versuch, meine kulturelle Identität zu

schützen. Wie leicht ist es, Rollenbilder anzunehmen, die dem eigenen Selbstverständnis nicht entsprechen. Sich ein neues Ich zu schaffen! All die Jahre hielt ich durch. Ich blieb die Europäerin, Mitteleuropäerin, um etwas genauer zu sein.

Mein Aussehen trug natürlich dazu bei, um in Japan als Fremde erkannt zu werden. Ich bin größer als die meisten japanischen Frauen in meinem Alter, und meine Figur entspricht alles anderem als der einer japanischen Durchschnittsfrau. Ich habe Kurven überall dort, wo die Natur sie für eine westeuropäische Frau vorgesehen hat, und die sind in Japan in meiner Altersklasse eher selten. Die Japaner nennen so eine Figur „glamourös“. Das ist im besten Fall ein sehr höflicher Versuch, uns klar zu machen, dass unsere Ernährungsweise vielleicht nicht die Beste ist. Zu Anfang fand ich es eher frustrierend, niemals ein passendes Kleid oder eine passende Hose zu finden, aber heute sehe ich es eher pragmatisch. So komme ich bei meinen Aufenthalten in Japan wenigstens nicht in Versuchung, Unmengen von Geld für Kleidung auszugeben.

Unsere Söhne wurden in Japan geboren, und obwohl sie die meiste Zeit in Europa leben, haben sie die japanischen Strukturen sehr verinnerlicht. Yuji legte sehr viel Wert auf ihre Erziehung und auf ihr japanisches Bewusstsein, ich hingegen konzentrierte mich darauf, ihnen ihre europäische Heimat näher zu bringen. Stundenlang spazierte ich mit ihnen durch die Wälder und erklärte ihnen jeden Baum und jeden Strauch, zeigte ihnen alle Alpenkräuter und Heilpflanzen. Sie kennen jeden Baum, der im alpenländischen Raum beheimatet ist. So wurden sie wahre Kenner, und obwohl sie dieses Wissen in ihrem beruflichen Leben niemals einsetzen werden, weiß ich, dass sie es eines Tages schätzen werden. Das war mein Teil, den ich unseren Kindern mitgeben wollte. Solange es ging, wurde unser Jahr aufgeteilt. Sechs Monate in Japan, sechs Monate in Europa. Ich konnte meine Zeit in Japan nutzen, um die wunderbaren japanischen Gärten zu studieren. Ich besuchte Gartengestalter, Architekten und Gärtner. Durch Yujis Verbindungen standen mir natürlich auch sehr viele Türen und Tore offen, die anderen ver-

schlossen blieben. Ich bekam eine fundierte Ausbildung in japanischer Gartentradition, die ich langsam in meine „europäische Arbeit“ einfließen ließ. Als unsere Kinder dann in die Schule kamen, entschlossen wir uns, unseren Lebensmittelpunkt nach Europa zu verlegen. Wir lebten und manchmal arbeiteten wir auch zusammen. Wir waren nicht nur ein perfekt eingespieltes Team, wir genossen jeden Augenblick zusammen. Wie wertvoll diese Tage und Jahre waren, wurde mir viel zu bald schmerzhaft bewusst. Es war eine wunderbare, glückliche Zeit, die mir schöne und liebevolle Erinnerungen schenkte.

Dann kam der Tag, der alles veränderte. Es passierte ganz schnell. Der Anfall, der Notarzt, das Krankenhaus, die Rettungsversuche der Ärzte – und dann die Nachricht, die man niemals hören möchte. Das Schlimmste war geschehen, und der Schock und die Ohnmacht betäubten jede andere Empfindung. Haltung zu bewahren war eine Notwendigkeit, um in den darauffolgenden Tagen und Wochen alle Pflichten zu erfüllen und zu funktionieren.

Die stumpfe Benommenheit, in die ich nach dem Verlust meines Mannes gefallen war, bestimmte meinen Alltag und nahm erst langsam mit der Verantwortung, die ich meinen Kindern und meinem Team gegenüber hatte, ab. Die Arbeit wurde zur Therapie und die Kinder zum einzigen Lichtblick meines neuen Lebens.

Meinen Kindern habe ich oft erzählt, dass das Leben wie ein hohes, schönes Treppenhaus mit unterschiedlichen Stufen ist. Manche sind hoch und beschwerlich, und andere können mit Leichtigkeit genommen werden. Aber jede Stufe bringt uns höher und weiter. Der Tod eines geliebten Menschen ist für uns selbst die beschwerlichste Stufe, der wir nicht ausweichen können. Wir müssen sie gehen, und wenn wir sie genommen haben, führt der Weg weiter nach oben.

Meine Arbeit hat mir immer wieder die Vergänglichkeit des Lebens vor Augen geführt, aber sie hat mir aber auch stets gezeigt, dass es ein ständiger Fluss ist. Wenn eine Pflanze stirbt, kann eine neue wachsen.

Ich zwang mich, mir dieses Bild immer vor Augen zu halten, um an ein neues Leben glauben zu können.

Nach dieser Zeit begann ich mich noch viel intensiver mit der Sprache, der Geschichte, der Kultur und der Politik Japans zu beschäftigen.

Ich fühlte mich meinem Mann dadurch sehr nahe, und es war mein Weg, mit diesem Verlust umzugehen. Meine Söhne wunderten sich sehr über mein plötzliches Interesse, aber sie halfen mir so gut sie konnten, und meine Schwägerin freute sich Jahr für Jahr mehr über die neuen, wunderbaren Möglichkeiten, die sich für unsere Gespräche eröffneten. Das alles ist schon einige Jahre her und nun reise ich nach wie vor jedes Jahr nach Japan. Während sich meine beiden Söhne (es sind ja mittlerweile schon mannshohe Teenager) die Tage und Nächte mit ihren Cousinen in Tokyo um die Ohren schlagen, reise ich alleine in eine mir noch unbekanntere Gegend in Japan, um dann auf meinem Rückweg für ein paar Tage bei meiner Freundin Ayame in Kyoto zu bleiben.